

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 300.

Samstag, 23. Dezember.

1916.

Der Bojar.

(4. Fortsetzung.)

Ein Roman aus Rumänien von Mite Kremnitz.

(Nachdruck verboten.)

IV.

Paula entdeckte unter den vielen Gästen im Salon der Frau Veri sofort George Belescu. Er ging auf sie zu und blickte sie mit seinen ernsten Augen an, die Gespielin seiner Kindheit, die Geliebte seiner Jugend, die Frau, in deren Gestalt ihn der Engel seines Himmels umschwebte. Fast ein Jahr war vergangen, seit er sie zuletzt gesehen. Sie erschien ihm unverändert. Er sah nicht, daß sie unterdes zur Frau gereift, er sah nur sie und nicht ihre äußere Erscheinung. . . . Auf seinen Lippen schwebte die Rätselsfrage, deren Lösung er noch immer nicht gefunden: „Warum hast du nicht auf mich gewartet?“

Sie las nichts in seinen Augen außer der Freude, die sie selbst empfand, ihn wiederzusehen. „Seit wann bist du hier?“ fragte sie.

„Schon seit drei Monaten!“

„Fast so lange, als ich verheiratet bin“, rief Paula in kindlichem Eifer. „Denk dir, George, ich bin seit vier Monaten Frau!“

„Man merkt es dir nicht an, kleine Cousine“, entgegnete er, „ich hätte dich noch für ein Pensionsmädchen halten mögen.“

„Als wir uns zuletzt sahen, tanzten wir Hora auf deines Bruders Gut, den Winter darauf starb seine Frau, die arme Elise, und nun ist Joan auch tot! Warst du auf Brescht, seitdem es dein Eigen geworden?“

„Nein, ich habe den alten Wächter dort gelassen. Alles ist unverändert geblieben. — Ich habe keine Zeit“, fügte er lächelnd hinzu, „ich habe mich der Politik ergeben.“

„George, das tut mir leid, sie wird dir das Leben aufzehren!“

Sofie Petru, die neben dem Klavier saß, auf dem vierhändig gespielt wurde, beobachtete Frau Nabru.

Nicht unfern von ihr sagte Frau Veri zu einem Herrn Rodescu: „Ihr Kleid ist etwas zu blau, sie ist ungeschickt und ohne jede Bedeutung.“

Rodescu lorgnettierte Paula, die mitten im Saal mit Belescu sprach, fand sie recht hübsch und meinte: „Schlank und mittelgroß, braune Augen, braunes Haar; Nase, Mund: gewöhnlich. — Würde ich auf ihren Paß sehen.“

„Vergessen Sie nicht, als besondere Kennzeichen hinzuzufügen“, fiel Sofie Petru ein, „daß sie den Kopf beim Sprechen ein wenig schräg hält, als wollte sie einen von unten auf ansehen, und daß sie die Unterlippe einkneift.“

„Sie sind eine scharfe Beobachterin, gnädiges Fräulein“, wandte sich Rodescu an Sofie. Sofie blickte ihn nicht an, als sie erwiderte: „Nur Menschen, die mir mißfallen, beobachte ich genauer, die meisten sind mir zu gleichgültig dazu.“

„Sehen Sie nur, jetzt fängt Frau Nabru förmlich mit Belescu zu kokettieren an!“

Frau Veri machte Rodescu ein Zeichen, zu schweigen und flüsterte ihm zu:

„Sofie Petru soll ja im nächsten Monat Belescu heiraten.“

Sofie starrte unverwandt die Gruppe unter dem Kronleuchter an. In der Ecke, wo sie saß, war es so dunkel, daß man nicht bemerken konnte, wohin sie blickte. George drehte ihr den Rücken zu, aber ihre Blicke durchdrangen ihn und ihr war, als läge sein Herz vor ihr. Sie sah, — woran, das hätte sie kaum sagen können — doch! doch! an einer Art rührender Gingabe, die seine Haltung ausdrückte, sah sie, daß die Frau, mit der er sprach, das Interesse seines Lebens in Anspruch nahm — und sie haßte diese Frau, wie sie noch nie gehaßt hatte. Ich möchte sie aber sprechen, — dachte sie, stand auf, trat an Paula heran und begann: „Herr Belescu, darf ich Sie bitten, mich Ihrer Cousine vorzustellen?“

Paula sah das schöne Mädchen dessen Name ihr genannt wurde, halb erstaunt, halb bewundernd an.

„Ich bin“, wandte sich Sofie an Paula, „von früher Jugend an in Paris erzogen worden, daher kommt es, daß ich Sie noch nie gesehen habe.“

„Da sind wir ja Leidensgefährten“, erwiderte Paula. „Auch ich bin meiner Heimat entfremdet worden.“ — und, sich wieder an George wendend, setzte sie lächelnd hinzu: „Ich will aber alles wieder gut machen, ich will mich sogar für Politik interessieren.“

Dann muß Herr Belescus Kandidatur ja reüssieren!“ warf Sofie mit leichter Ironie ein.

„Es ist gar zu liebenswürdig“, bemerkte George zu Sofie, „daß Sie sich für mich interessieren, leider weiß ich, daß es nur der Sache, nicht der Person gilt!“

„Du willst uns dazu zwingen, dir ein Kompliment zu machen“, erwiderte Paula lachend. Da trat ihr Mann an sie heran, um ihr einen Freund vorzustellen.

Sofie wandte sich dem Fürsten Demeter zu, der ein Gespräch mit einigen Herren schnell abbrach.

„Ich setze mich neben Sie, um Ihnen ein wenig den Hof zu machen, Durchlaucht!“

Sie wollen damit vermeiden, daß ich Ihnen ein Gleiches sage!“ entgegnete er.

Sie irren, ich hoffe stark, daß Sie mich mit Liebenswürdigkeit überschütten. Aber was macht Raoul Bonny, das Sie selbst kurieren wollten?“

„Es ist trotzdem freipiert.“

„Trotzdem? Wegen dem!“

„Ich widerspreche nie einer Dame.“

„Ach, ich zähle nicht für voll, ich darf noch nicht in die Oberette gehen!“

„Für mich zählen Sie doppelt!“

„Das sagen Durchlaucht jeder Dame.“

„Bardon, nur wenn sie jung und schön ist!“

„Als ob Ihre Meinung ein Ordensstern wäre, den man an der Brust trägt. Sie sind sehr arrogant!“

„Ich werde versuchen, mich zu bessern.“

„Dazu ist es zu spät.“

„Zur Besserung ist es nie zu spät, wo haben Sie denn Ihre Religion gelassen?“

„Den verlorenen Sohn, der schließlich heimkehrt, den habe ich immer für einen recht schwachen Charakter gehalten. Lieber konsequent im Schlechten!“

„Das ist eine rechte Frauenmeinung ohne die Grundlage praktischer Erfahrung!“

Frau Veri mischte sich in das Gespräch. Sie fand, daß Sofie lange genug mit Fürst Demeter gesprochen, sie war eifersüchtig auf jeden Mann, ob jung, ob alt. Sie betrachtete es als ihr persönliches Vorrecht, alle zu fesseln.

„Durchlaucht entziehen uns unsere Männer zu oft durch die Politik“, begann sie leise schmolend.

Sofie hatte sich entfernt. Daher entgegnete der Fürst ungerührt, wenn auch leise:

„Welchen bedauern Sie?“

„Ich hätte Ihnen so viel Eifersucht nicht zugetraut“, erwiderte die schöne Cleopatra belustigt.

„Eifersucht ist erst das zu nennen, was sich auf ein Recht stützt. Ich habe meinen Namen noch nicht auf Ihre Tanzkarte schreiben dürfen!“

„Ich fürchte, Sie tanzen keine Mundtänze, da gestatte ich Ihnen einmal einen Rancier!“

„Bardon, ich habe alle Tänze gelernt und auch noch keine Gelegenheit gehabt, sie zu vergessen!“

„Ihre Liste möchte ich wohl einmal sehen! Voriges Jahr hieß es“ — sie brach plötzlich ab und sagte mit lauter Stimme — „Sie wollten keinen Ball mehr geben, hieß es, und dies Jahr haben Sie uns doch die Freude gemacht.“

Fürst Demeter sah sich erstaunt um.

Ricu Navru stand dicht hinter ihm, und Frau Veri bat ihn mit einer Handbewegung Platz zu nehmen.

„Wir sprachen eben“, fuhr sie fort, „von dem Ball, den Fürst Demeter uns nächste Woche gibt. Entsinnen Sie sich, Herr Navru, welches glänzendes Fest es im vorigen Jahre war?“ Dabei lachte sie Ricu harmlos an.

Ob er sich besann! Es war eine Erinnerung, die ihn halb mit Scham, halb mit Stolz erfüllte. Damals war sie sein geworden. . . . Wie ganz hatte er ihr an jenem Abend angehört!

Sie schien alles vergessen zu haben.

Welche Qualen hatte er ausgestanden, als Veri am Tage darauf ihm verzweifelt klagte, alle seine Freunde wären in seine Frau verliebt! nur er, Ricu, sei redlich, nur ihm, dem einzig Treuen, könne er vertrauen! Was hatte er überhaupt durch diese Frau gelitten, die so entzückend dasaß und lächelte! Er hatte geglaubt, sie sei ihm gleichgültig geworden. Aber nein, nein, er — lachte sie! Er hätte am liebsten seinem Freund Veri die Knochen über sie geöffnet ihm gesagt, es wäre nichts Bliaelloferes als diese blonde Fee. . . . Dann wäre es natürlich zu einem Duell zwischen ihnen gekommen, in dem er fallen mußte, . . . und jetzt hatte er kein Recht mehr zu einer Ehrlichkeit, die Paula bloßstellen würde!

(Fortsetzung folgt.)

Bulgarische Weihnachten.

Von Marcello Nogue.

Wohl hat im Lande unserer tapferen Bundesbrüder in den letzten Jahren, besonders in den großen Städten Sofia, Rustschuk und Philippopol, die blühende deutsche Schulgemeinden besitzen, hier und da der deutsche Weihnachtsbrauch der strahlenden Lichterzweige Platz gefunden und mancher Schimmer deutscher Weihnachtspoesie ist zu den frohsinnigen und aufnahmefähigen Klängen des Volks uns gedrungen, deren Heimat uns nun durch die Ereignisse des großen Weltgeschehens näher gerückt ist, als wir je ahnen konnten. Wir aber wollen uns heute einmal vorstellen, wie das schönste Fest der Christenheit, die heilige Weihnacht, in seiner urwüchsigen und doch so poetischen Art in Bulgarien selbst seit uralten Zeiten begangen wurde und hoffentlich besonders auf dem Lande noch recht lange begangen werden wird, da hier die nie versiegende Quelle der bulgarischen Volksliteratur zu suchen ist, ohne welche zahllose Herzen aus dem reichen Volksliedestrange der Bulgaren schon längst verloren gegangen wären.

Gesang ist dem Bulgaren die ersuchte Zuflucht zum täglichen Brot seines meist unter den einfachsten und bescheidensten Bedingungen sich abwickelnden Lebens. Gesang ist daher auch das Hauptausdrucksmedium seiner Frömmigkeit (Heiligenlieder), seiner Vaterlandsliebe (Heldenepen und „Marso-Lieder“), seines Frohsinns („Horo“ (Tanz) Lieder), seiner Liebesfreude (Verlobungs- und Hochzeitslieder) und seines Schmerzes (Totenklagen). All diese Viederarten hat der Bulgare zum Teil mit seinen Balkannachbarn gemein. Türkisch für das Bulgarenland sind allein die sogenannten „Koleda-Lieder“, das sind die anlässlich der bulgarischen Weihnachtsfeier (= „Koleda“) gesungenen Volkslieder.

Die Koledafeier beginnt am 24. Dezember um Mitternacht und erstreckt sich auf die „Koledatage“, den 25., 26., 27. Dezember. Wie bei uns, ist auch in Bulgarien die Koleda-Weihnachtsfeier in erster Linie ein Fest der Kinder. In der 12. Stunde des 24. Dezember versammelt sich die jüngere Dorfjugend auf einem Platze und beginnt dort laut zu rufen: „Koleda, kolaska, koleda, a a!“ Von dort geht es nun, zumeist von Erwachsenen oder halbwüchsigen Burschen angeführt, in lustigem Marsch durch das Dorf und vor jedem Hause wird der Koledaruf wiederholt. In den Häusern ist man bereits hierauf vorbereitet, und jedes Kind bekommt nun von den Hausbewohnern einen kleinen, eigens zu dem Zwecke gekneteten Kuchen, eine Sittz, die man in einigen Gegenden „Koledovanja“, in anderen „Koledisvanie“ nennt. Auch für die Familienmitglieder selbst sind Kuchen gebaden worden und zwar so viel, wie Mitglieder und Hausgenossen der Familie anwesend sind. In die Kuchen wurde sorgfältig ein Geldstück und Kornellzweiglein gebaden: wer das Geldstück bei der Auswahl erhält, hat dem Volksglauben nach, ähnlich wie bei unseren Silvestergebräuchen, Glück zu erwarten. Die Verteilung selbst ist sehr spassig. Jeder Kuchen erhält einen Tiernamen. Ebenso legen die Anwesenden sich im geheimen einen solchen bei. Bei Aufbruch des betreffenden Namens wird dem Familienmitglied erst dann der entsprechende Kuchen verabfolgt, wenn es die Stimme des gewählten Tieres naturgetreu nachgeahmt hat. Den Tiernamen behält der Betreffende als „Spitznamen“ bis zur nächstjährigen Koledafeier bei. Während dieser Feier und in der Christnacht überhaupt wird in jeder Familie selbst gesungen. Auch auf dem Wege zur Kirche lassen sie ihre Lieder erschallen, die danach den Namen „Gassenlieder“ („putni pesni“) erhalten haben. Die von den Koledasängern und den Kindern vor den Häusern gesungenen Lieder unterscheiden sich wesentlich von diesen und heißen „Koleda-pesni“.

In vielen Gegenden, besonders in der weiteren Umgebung von Sofia, bildet das Koleda-Singen ein Vorrecht der Burschen der betreffenden Gemeinde. Sie tun sich zu diesem Zwecke eigens zu einer Art Verein zusammen, mieten im Dorfe mit besonderer Erlaubnis des Dorfsältesten ein Zimmer und kommen hier während der dem Feste vorangehenden Fastenzeit regelmäßig zusammen, um die Lieder für den „Koledar praznik“ (Koledafest) einzulernen. In ein oder zwei Chöre „taifi“ genannt, ziehen sie dann am 21. Dezember, unter Anführung eines besonders gesangbegabten Burschen im Dorf umher und heimfen nicht nur Beifall und äußere Ehren, sondern auch Geldgewinn reichlich ein.

Dem trefflichen Volksliedforscher Adolf Strauß verdanken wir eine Anzahl ausgezeichnete und charakteristischer Übersetzungen von Koledaliedern. Sie beginnen meist, gewissermaßen als „Aufgesang“, mit folgender Strophe:

„Auf Volare, du Torbidzi (reicher Bauer),
Wenn du schlummerst, so erwache!
Nüchtern werde, wer betrunken!
Du dir kommen liebe Gäste,
Liebe Gäste, Koledari,
O, Koleda, Koleda!“

Da bekanntlich eine kräftige Schmeichelei die Börsen auch bei den naiveren Kindern der Natur leicht eröffnet, so verheizen nun in den nächsten Versen die Sänger den Familienmitgliedern des „Volaren“ Reichtum und hohe Ehren und verheizen sich etwa gar zu den Worten:

„Hörten, daß du einen Sohn hast,
Stark an Brust, mit goldenen Haaren,
Bringen ihm den „Parentitel“!
Diesen wollen wir ihm geben,
Wünschen, daß er unser Bar sei.
Gib ihn her uns, mit uns kommt er,
Wir erziehen ihn zum Baron!“

Ähnlich, wie bei uns zu Hause, die Väter ihre Erziehungsjahren dem gestrengen Knecht Ruprecht anzuvertrauen pflegen, erwidert nun der biedere Vulgare nicht ohne Stolz:

„O, ihr Jungen, Koledari,
Seid ins rechte Haus geraten;
Einen Sohn hab ich, ein Söhnlein —
Doch der macht noch viel zu schaffen,
Kann ein Koz noch nicht bestiegen,
Keine Kotte noch befehligen!“

Darauf antwortet der Chor der schlauen Burschen:

„Auf, Bolare, auf Gebieter,
Neben deines Sohnes Namen
Schreibe „Jaz“ hin! Nun viel Segen
Wünschen Euch die Koledari,
O Koleda, Koleda!“

Nun erhalten auch die Sänger Geschenke in Form von kleinen Kuchen und Geld. Ist das Geschenk nach ihrer Ansicht reichlich ausgefallen, so treten sie in das Haus und beginnen beim Hausvater anfangend, jedem Familienmitglied ein besonderes Lied zu singen; auch den anwesenden Hausgegnossen, ja selbst dem vielleicht in Aussicht stehenden neuen Weltbürger wird ein eigenes Lied zugebracht.

Die verschiedenen Lieder haben ihre bestimmten Zwecke. So wird ein reizendes netisches Liedchen mit dem Anfang „Weht der weiße Wind gar leise . . .“ nur in einem Haus gesungen, wo ein neugeborenes Kind ist. Es ist von einem prächtigen Pferde darin die Rede:

„Sicht darauf ein kleines Knäblein,
Gold'ner Becher in den Händchen,
Frisches Wasser in dem Becher,
Drinnen taubeperlte Blumen.
Aus dem Quellborn ist das Wasser,
Aus dem Garten sind die Blumen.
Ringsum auf der Mähe hat es
Kränz' aus Taufend schön geflochten,
Tausendmal sagt es die Blume:
Dieses Knäblein gleicht der Blü-
„Gleicht dem Blümchen „Tausend schön!““

Wie zart und poetisch wirkt dieser einfache Vergleich. Das Lied „Das kleine Mädchen und die Schneider“, das sehr spassig anzuhören ist, wird nur in einem Hause gesungen, wo junge Mädchen wohnen, das Liedchen vom „Närrischen Burschen“ nur vom heiratsfähigen Burschen, während wiederum das Lied „Eines Jünglings Wette mit der Sonne“ nur von verheirateten Männern angestimmt werden darf usw. Nachdem so die Reihe herum ist, gibt es wieder allerlei Geschenke, wie Bohnen, Salz, Kuchen usw., und dann folgt auf dem Hofe noch einmal ein Segenspruch, etwa der folgende: „Reichlich sei Wein, Weizen, Frieden!“ Endlich ermahnt der Chorführer seine Jünger: „Sprecht nun, Burschen, ein Amen!“, worauf alle „Amen“ rufen.

Der Brauch der Koledafeier ist uralt und geht in die leidnische Zeit zurück und zwar, wie dies ja bei unserer heimatlichen Weihnacht, dem einstigen Julfest, ähnlich war, auf die Feier der Sonnenwende. So wußt Strauß mit Recht darauf hin, daß die „Sonnenmutter“, von der häufig die Rede ist (die schöne Maria dient z. B. drei Jahre bei der Sonnenmutter), sich in die Gottsmutter verwandelt. Ähnlich heißt der Gott der neugeborenen Sonne „Gott-Sohn“.

So vermischt sich alter Aberglaube (Geister und Feen, vor denen man sich nur durch Zeichen wahren kann, ferner das Orakel des im Feuer „knisternden“ Kornellkirschzweigleins, oder die Meinung, daß sich am Koleda-Abend der Himmel öffne, mit den Bräuchen der Kirche und einen sich harmonisch und vor allem volkstümlich zu einer frohen Feier, von der wir nur wünschen wollen, daß unsere braven Freunde dort unten auf dem Balkan dereinst wieder nach siegreicher Beendigung dieses großen Völkerringens so nach alter Sitte die Geburt des Heilandes, des Friedensfürsten, begehen mögen.



Vorweihnachten im Felde. Aus dem Felde wird uns geschrieben: In die bittere Alltäglichkeit unseres Kriegesdaseins steht sich ganz heimlich ein Schimmer von Bessie, von sagenhaft fernem Friedensglück. Da und dort hebt ein Wispern und Raunen und Pläneschmieden an; in Wäldern und Gärten werden schon immergrüne Bäume mit prüfenden Blicken

gemessen, und der und jener überlegt, wie er gerade das Bäumchen wohl in seinen Unterstand oder in sein Ruhelager verpflanzen könne, in den Schreibstuben halten freischwebende Federn einen Augenblick inne, denn aus dem dünnen Wald von Verordnungen, Befehlen und Listen steigt ein unerwartet lieblicher Duft auf: zwischen der Anforderung von Handgranaten und irgendeinem Verbot steht der Befehl, daß bis zu dem und dem Tage zu melden sei, wieviel Tannenbäume die Kompanie, die Kolonne, der Stab braucht. An was denkt unsere Heeresverwaltung nicht? Wie jeglicher Nachschub geordnet und gezeugt, wie fast jedes einzelnen Mannes Wunsch nach Möglichkeit erfüllt wird, so wird auch dafür gesorgt, daß am Heiligabend überall, in West und Ost, an der Küste, auf dem Meer ein Bäumlein oder sei's nur ein grünes Zweiglein festlichen Glanz verbreite. Nun wird's in allen Herzen vorweihnachtlich. Freilich, ein bißchen geseufzt wird auch dabei: „Nun schon das dritte Christfest im Felde! Mein Zunge kann sich nun schon am Tannenbaum freuen —, und ich kann mich nicht mit ihm freuen“, aber alle Herbeiten, die in mancher Brust da aufsteigen, werden männlich überwunden, und jeder trägt in sich einen heimlichen kleinen Lichterbaum. Das sind die freudigen Sorgen: wie machst du den Deinen daheim das Fest leicht und schön?, aber auch die fröhlichen Aufregungen: wie wollen wir hier draußen in Feindesland unser Fest begehen? Da fehlt es nicht an Überraschungen, allerlei Scherzen und Auspielungen, ein Gesangsverein wird zusammengetrommelt und übt, wie er meint: ganz unbemerkt, Weihnachtslieder ein, die Handwerker, die alles können müssen, werden angestellt, der Kompagnieschreiber verfaßt was von einer Liebesgabenliste aus der Unermüdlich spendenden, ja opfernden (denn jetzt ist das Geben im wahren Sinne ein Verzicht) Heimat. Ganz unbewußt wird die graue Wirklichkeit überspannen von einem heimlich stillen Freudegefühl, das neue Brücken schlägt zwischen Feld und Heimat, und von der vordersten Sappe bis tief hinein ins Stappengebiet geht diese Vorweihnachtsstimmung, ohne alle Sentimentalität, echt deutsch. Eben trägt eine vorbeifahrende Munitionskolonne so ein grünes friedliches Bäumchen mit sich fort, als Zeichen des nahenden Festes. Und einer bringt mir die frohe Mär, wir bekämen dieses Jahr große Ladungen mit den allerschönsten Christbäumen aus der Wolachei — Weihnachtsbäume — Siegesbäume! (Jens. Wn.)

Weihnachten 1916.

Weihnachtsglocken, wie müht ihr Klänge haben,
Tiefer denn je, mächtiger, heller denn je,
Hinauszuläuten zum fernsten Schützengaben,
Daß ihr den Tod überlaßt und das wühlende Weh!
Allen den Tapferen, mit Kampfbereit funkelnden Mienen,
Sollt ihr ein deutsches Grüßen der Heimat bringen!

Weihnachtskerzen, wie müht ihr Strahlen senden
Keiner als je, lichter und wärmer als je,
Daß sie hochklimmen an steilen Bergeswänden
Bis zu den Treuen fern in dem eisigen Schnee,
Bis zu der Schar, die ruhelos Tag und Nacht,
Sturmumfaßt, frosterstarrt lagert auf Feindeswacht,
Höher und höher empor, in brausender Lüfte Gebiet,
Wo spähender Flieger todmutige Kreise zieht.

Weihnachtsliebe, wie müht du die Flügel breiten,
Weiter als je, sehnsuchtsvoller als je,
Daß sie in Feindesland hinübergleiten,
Bis zu den Küsten der allerfernsten See, —
Zu blutenden Herzen, die um Verlorene weinen,
Zu Wunden, Witwen, zu schmerzlos verwaisten Kleinen

Weihnachtssterne, wie müht ihr so herrlich funkeln,
Stolzer als je, seit euer Weltlauf geht!
Nun aus den lastenden Wolken, die ringsum dunkeln,
Deutschlands siegende, hoffende Zukunft erhebt!
Laßt uns schauen in eurem himmlischen Lichte
Neuer Zeiten segenswerte Gesichte.

Leben, das jauchzend den würgenden Tod überfliegt,
Unerlöschliche Kraft, die nicht matt wird, die ausharrt
und siegt,

Hoch über dem Donner, der tödlichen Schlünden entbebt,
Ein starker Friede, der schirmende Fittiche hebt:
Das walte Gott, dessen Treue uns nimmer verläßt,
Seinem kämpfenden, betenden Deutschland zum

Weihnachtsfest

15. Dezember 1916.

Georg Sad.



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgebichte, Novellen usw.

* „Ägypten und Indien.“ Zwei Säulen britischer Weltmacht, von Dr. Thierh Preher, Konsul a. D. (München u. Co., Berlin.) In der Sammlung „Männer und Völker“ spricht im neuesten Bande ein Kenner des Orients über Ägypten und Indien. „Licht wird's im Osten“, mit diesen Worten schließt Preher sein Wortwort, und in diesem Satz kann man wohl den Eindruck niederlegen, den man von der Lektüre seines wirklich anregenden Buches erhält. „Ziele und Hoffnungen britischer Imperialisten“, so nennt der Verfasser die Darlegungen, worin er die Entwicklung der britischen Welt Herrschaft schildert. Im folgenden Abschnitt kommt er dann des näheren auf „Ägypten, Sinai und Suez-Kanal“ zu sprechen. Hier fesseln besonders die Ausführungen über die Ursachen der deutschen Unbeliebtheit, wo manches noch Ungebrochene auffällt, und weiterhin die Stellen über den englischen Charakter. Preher urteilt ohne Haß und betont besonders den Unterschied im englischen Charakter, der, obwohl äußerlich oft direkt abstoßend erscheinend, innerlich auf ungleich höherer sittlicher Stufe steht. Die zweite Hälfte des Buches ist „Indien“ gewidmet. Auch hier fesselt der Verfasser. Ein „Weltmachtdämmerung“ betiteltes Kapitel beschreibt das Wändchen, das, unterstützt durch eine übersichtliche Karte und eine Zeittafel, wohl geeignet ist, eine knappe gute Kenntnis der ägyptisch-indischen Fragen zu vermitteln. H. G.

* „Der Deutsche Staatsgedanke — der Würge unserer Zukunft.“ Von Karl Weibel. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.) Nach einem Rückblick auf die antiken Weltreiche, die Staatsgründungen der Völkerwanderungszeit und das alte deutsche Reich und auf die Entstehung des Nationalstaates und nach einem Ausblick auf den Staatsgedanken in England und Frankreich kommt Weibel in gründlicher Untersuchung zum deutschen Staatsgedanken. Nach außen ist ihm dieser Gedanke bestimmt durch den Gedanken der Führung und des Zusammenarbeitens mit allen Nationen für gemeinsame Kulturziele, nach innen durch die Idee des Bundesstaates, deren Übertragung auf die Verhältnisse Europas er als ein Ideal der Zukunft hinstellt.

* „Gegen die Moskowiter.“ 1. Halbband: „Die Naturanschauungen.“ Von Dr. Kurt Floerke. (Stuttgart, Franckische Verlagsbuchhandlung.)

Romane, Novellen.

* Gertrud Goeh: „In irdenen Gefäßen.“ (Verlegt bei Eugen Salzer, Weidmann.) 1917. 2. Auflage. Sonderling, seltsame Räume mit tiefem Gemüt sind die Liebhaber der Verfasserin obigen Buchleins. Ob es nun „Lobias der Köpfer“ ist oder der schwachkönnige Eger in der Erzählung „Seine Mutter“, stets weiß G. Goes Anteilnahme für die Personen ihrer tiefen Geschichten zu erweisen. Seltsam ist die Mär, „Wie Rammetus mit den Teufeln Christtag hielt“; die Erzählung vom „Lebwachs“ zeugt von rechtem Verständnis der Kinderseele und einer innigen Liebe für die Schwächen und Eigenarten der noch Unreifen. In „Der Narzissengarten“ zeigt sich G. Goes auch als prächtiger Schilderer der Natur, während der „Rosinengreiner“ knapp und gemütvoll von der unwandelbaren Vaterliebe erzählt. Stimmungszauber, Seelentiefe sind die Blüte der „Goldschmieds Weihnacht“. Kurz und ergreifend ist in den „Zugvögeln“ die unbezähmbare Wanderlust eines Jägerneubutes geschildert. Mit Befriedigung wird jeder für Seelenreize empfängliche Leser die schlichten, tiefen Erzählungen, die getreu dem Leitwort „Wir haben aber solchen Schatz in irdenen Gefäßen“ zusammengestellt sind, aus der Hand legen und ihnen in einem stillen Herzenswinkel einen Ehrenplatz anweisen. H. G.

* Heinrich Mann: „Im Schlaraffenland.“ (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.) „Der Tag“ (Berlin) hat von dem Buch den Satz geprägt: „Die frechste Satire, die sich seit Jahren ans Tageslicht gewagt.“ Und damit hat er einen guten Satz geprägt. Nur, daß vielleicht das Wort Satire nicht so ganz am Platz ist. Diese Satire nähert sich fast der Wirklichkeit. Man braucht nur ein paar der großen Berliner Gesellschaftsstandale, deren Verhandlungen vor Gericht ganze Zeitungsblätter füllten, in sein Gedächtnis zurückzurufen, und man wird finden, daß es Ähnliches geben kann, wie Heinrich Mann es da meisterhaft schildert, allerdings mit einem Freimuth, der an Schamlosigkeit grenzt und dem Leser jedes, aber auch jedes Rätsel löst. B. v. N.

* „Deutsche Lesebücher“, verlegt bei Otto Mippel, Eagen in Weiskalen. Die schmucken kleinen Bändchen dieser Sammlung haben sich gleich der ähnlichen Widerei des Salzburger Verlags durch innere Gebiegenheit schnell Freunde gewonnen. Sie eignen sich auch besonders zur Übersetzung an unsere Heldengauen. Fünf neue Stücke liegen uns vor, Philipps Werken, das wir an anderer Stelle besprochen, ein-

geschlossen. Helene Christaller gibt mit ihren Novellen: „Und Marmorbilder stehen und sehn mich an“, einen neuen Beweis ihrer gemütvollen, von schlichter Herzlichkeit erfüllten Erzählkunst. Und Otto Frommel, der bekannte badische Theologe, hat die volksmäßige Art seines berühmten Vaters ererbt und sie noch geistig vertieft, die hier unter dem Titel „Ein schweres Herz“ vereinigten Geschichten gehören zur erquicklichen und erfreulichen Art. Mag Geißler hat in seinem Roman — das Wort ist hier in seinem ursprünglichen Sinne als romantische Mitternachtsgeschichte gefaßt — „Der schwarze Stern im großen Varen“ sehr geschickt einige Motive der türkisch-arabischen Mitternachts Geschichten uns nahe gebracht, ohne die eigenartige Naivität dieser wunderbaren Abenteuer zu verwischen. Vergnüglich im höchsten Grade sind endlich die 16 sogenannten „Vergnüglichen Geschichten“ von Fritz Müller mit ihrem kernigen bajuwarschen Humor.

* „Eva Thöring.“ Von Marie Steinbuch. (Guber u. Co., Verlag, Frauenfeld, Schweiz.) Die in der Schweiz schon lange geschätzte Schriftstellerin schenkt der erwachsenen Mädchenwelt in diesem Roman eines feinerlebenden jungen Frauenherzens ein Buch, das sich deren Gunst im Sturm erobern wird, nicht zuletzt seiner hübschen Ausstattung wegen. Diese Eva Thöring steht fest im Leben, das sie sich als junge Waise nach eigener Verantwortung und in eigenem Stil schafft, und doch gehört sie zu den seltenen Menschen, deren Alltag von Schmutz und Niedrigkeit der Welt nicht befleckt wird. Ihr Einzug in ein abgelegenes Dörfchen wird ihr zum Schicksal. Die Neigung zu einem mutterlosen Kind ist für Eva ein nicht minder tiefes Erlebnis als die Frühlingstürme ihrer Liebe oder selbst der Krieg, der ihrem Schicksal die entscheidende Wendung gibt.

Humoristisches.

* Im Verlage von Braun u. Schneider, München, erschienen: soeben: Olshausen - Schönberger: „Die politische Arche Noah“; Olshausen - Schönberger: „Im Spiegel der Tierwelt“ (3. Teil); Olshausen - Schönberger: „Spasseln vom Lande“; „Münchener fliegende Blätter - Kalender 1917“ (Kriegskalender 2); lauter außerordentlich empfehlenswerte Bücher. Dies gilt besonders von den beiden Tierbüchern, angefüllt mit Tierkarikaturen, auf welche alle Schlagworte, wie Wohlsein durch Humor usw., passen.

* „Das lustige Salzerbuch.“ Weitere Feste- und Vertragsstücke, gesammelt und herausgegeben von Professor Marcell Salzer (Verlag Anton J. Benjamin, Hamburg), ist nun im dritten Band, just zur rechten Zeit, zu Weihnachten, erschienen. Ein „feldgrau“ und ein „vorfeldgrau“ benannter Teil weisen neben den bekanntesten auch neue Verfasser-namen auf.

Kalender, Almanach.

* „Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1917.“ 21. Jahrgang. Mit 365 erläuterten, die Geschichte des Weltkrieges 1914/16 chronologisch begleitenden Abbildungen, historisch und geographisch denkwürdigen Landschafts- und Städtebildern, Bildnissen, Darstellungen aus dem Gebiete der Literatur, Natur, Kultur- und Kunstgeschichte, Gedenktagen, Sprüchen, Gedichten und Zitaten, einer Jahresübersicht mit astronomischen Notizen, einem Register und einem Kalendarium auf der Rückseite. Als Abreißkalender eingerichtet. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Das Bibliographische Institut schickt soeben den 21. Jahrgang seines „Historisch-Geographischen Kalenders“ in die Welt. Vielseitigkeit war von jeher das größte Verdienst dieses seit langem allbekannten Unternehmens; der wiederum glänzend gelungenen Leistung gebührt volles Lob.

* „Roter Kreuz-Kalender“ für das Jahr 1917, erheblich erweitert, herausgegeben vom Zentralkomitee der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz. Der Kalender, dessen Schriftleitung der Hausbibliothekar des Kaisers, Dr. Bogdan Krieger, übernommen hat, ist der Erinnerung an die Ereignisse der Kriegsjahre gewidmet. Außerdem sind dem Kalender als besondere Beilagen 12 Kunstblätter mit Bildnissen und schriftgetreue wiedergegebenen Ausdrücken führender Männer unserer Zeit eingefügt worden. Das Zentralkomitee hofft im Interesse der guten Sache auf eine lebhafteste Abnahme des Kalenders und bittet, Bestellungen nach Berlin, W. 66, Herrenhaus, Zimmer 8, zu richten.